

Eine Frage, sieben Antworten

„Was macht Mut?“ Passend zum Jahresanfang haben wir in diesem Netzwerk Magazin diese Frage thematisiert. Diese Frage haben wir einigen Personen aus unserem Netzwerk gestellt und sieben spannende und überraschende Antworten erhalten.

Es sind die einfachsten geistigen und körperlichen Vorgänge, die ich begreifen kann, die mir Mut machen. Eine bewusst gesteuerte Fingerbewegung vom Fingergelenk aus, eine ihren Anfang im Ellenbogen suchende Armbewegung – ungefähr das, was Alexander oder Feldenkrais für das Bewusstwerden des Körpers zur Hilfe nehmen – das sind



für mich körperliche und geistige Vorgänge, die mich wieder zur Ruhe und zum Bewusstsein, dadurch zum Mut bringen. Zu dieser Erfahrung bin ich größtenteils während meiner Übungen auf dem Cello gekommen.

Davit Melkonyan, Cellist, ehemaliger Stipendiat der Stiftung



man weiß, dass alles jetzt richtig ist. Was dabei Mut macht, ist aber nicht der Blitz selbst, sondern die Einsicht, dass man ihn durch eigene Gedanken vorbereitet hat. Also setzt man sich nicht bloß hin und wartet auf den nächsten Blitz, sondern macht sich an die Arbeit.

Per Øhrgaard, Übersetzer und Professor an der Copenhagen Business School, Department of Business and Politics

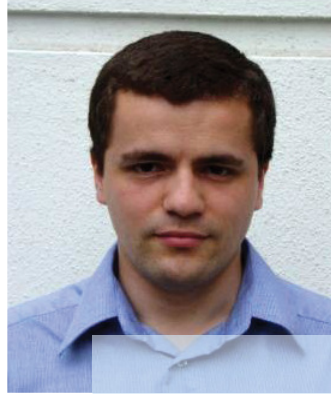
Sich anderen Menschen gegenüber rücksichtsvoll und höflich zu verhalten, ist für mich eine der wichtigsten und zugleich einfachsten Methoden, Mut zu schöpfen. Wenn ein rücksichtsvoller Umgang und freundliches Benehmen die Situation prägt, schöpfe ich Mut und Kraft, weil ich dabei das erlebe, was mich an das Gute im Menschen glauben lässt.

Erst wenn das artifizielle System des rücksichtsvollen Umgangs, ob hinter oder vor den Kulissen, im Verhalten oder der Kommunikation außer Kraft tritt, werden für mich die klassischen Ursachen des Fürchtens bedrohlich. So lange es Menschen gibt, auch wenn es nicht viele sind, die diese Verhaltensweise unter allen Umständen versuchen aufrechtzuerhalten, werde ich meinen Mut nicht verlieren.

Franz Dittrich, Künstler und Student an der HfBK, Ausstellung in der Galerie am Georgshof



Auch wenn eine sehr verbreitete Meinung den Mut als eine moralische Kraft definiert, die zuversichtlich jeglicher Schwierigkeit begegnet, wodurch der Mut vor allem zu einem Charakterzug wird, so zeigte die Erfahrung mir doch oftmals, dass der Mut viel eher durch die Anerkennung der anderen bedingt ist; d. h. durch eine Öffentlichkeit, deren Rolle es ist, den mutigen



Charakter einer Handlung – sie sei individuell oder kollektiv – zu würdigen oder zu rechtfertigen. Doch ist für diesen Akt der Rechtfertigung nicht immer physische Anwesenheit nötig. Insofern kann ein in der Vergangenheit von einer öffentlichen Sphäre festgesetzter Standard des Mutes das rechtfertigende Kriterium für eine mutige Handlung in der Gegenwart bleiben.

So bleibt es beispielsweise in Gesellschaften, die durch totalitäre Geschichtsverläufe gegangen sind, noch immer und oft eine mutige Handlung, wenn jemand sich traut, den demokratischen Charakter der Weise, in der Institutionen arbeiten und funktionieren, öffentlich anzuzweifeln. Es ist interessant, wie sogar repräsentative Foren für eine Förderung humanistischer Prinzipien, sowie auch Modelle, in welchen demokratisches Handeln sich äußern und dargestellt werden kann, wie es die Universitäten sein müssten, wie also solche Einrichtungen in post-totalitären Gesellschaften jene, die Verhaltensweisen üben, die für eine demokratische Verwaltung notwendig sind, ignorieren, marginalisieren oder gar verraten. Aber gerade weil ein anderer Stil und eine andere Vefahrensweise notwendig ist, und weil das tägliche Üben eines anderen Verhaltens herausragend und nicht gewöhnlich ist, sind dies echt mutige Handlungen. Zumindest bleiben solche Handlungen in Erinnerung.

In dem Maß, in dem mutige Handlungen heute nur dann bedeutsam werden und bleiben als sie aufbewahrt oder öffentlich gemacht werden, in dem Maß gibt in post-totalitären Gesellschaften das Verschwinden der absoluten Kontrolle über die Kommunikationstechnologien den mutigen Handlungen eine Chance.

Horatiu Crisan, Philosoph und ehemaliger Stipendiat der Stiftung

Die politischen Ereignisse im letzten Jahr haben eindrucksvoll gezeigt, welche Bedeutung soziale Netzwerke für bürgerschaftliches Handeln haben können. So schrieb die tunesische Bloggerin Lina Ben Mhenni: "Ich will, dass die Welt sich verändert. Sie wird sich aber nur verändern, wenn die Wahrheit verbreitet wird, wenn wir uns vernetzen."



Meine Antwort auf die gestellte Frage lautet insofern: „Sich und andere zu vernetzen macht Mut“. Dabei verweist diese simple Frage sowohl auf einen Eigenbezug "Was oder wer macht mich mutiger?" als auch auf einen Fremdbezug "Wen kann ich ermutigen"? Daher sind wir immer "doppelte Netzwerker". Seit der Aufklärung weist der Begriff der Bildung (Sapere Aude) stark "heroische" Züge auf. Dies führt im Einzelfall zu einer Individualisierung nicht nur von Verantwortung (selbständiges Denken), sondern auch von Schuld (Faulheit). Die neuere Kooperationsforschung unterstreicht, wie zentral die soziale Dimension ist. Vernetztes Lernen und Arbeiten können der persönlichen Entlastung dienen, aber auch Sinn und Mut erzeugen - und manchmal neue Räume der Solidarität entstehen lassen.

Die zunehmende Ausdifferenzierung der Gesellschaft verlangt immer wieder Integrationsleistungen, das „Knüpfen von Netzen“. Insofern brauchen wir "Netzwerker/-innen" und "Grenzgänger/-innen", die neue Verbindungen aufzeigen, Koalitionen schmieden, Perspektiven wechseln und dadurch Individuen ermutigen. Handeln in kooperativen Netzen und kollaboratives Arbeiten sind neue Tugenden. Die Tatsache, dass "Kollaboration" lange ein "verräterischer" Begriff war, der für die Zusammenarbeit mit dem Feind stand, zeigt die gewaltige Herausforderung: Gemeinsam mit anderen Wissen zu konstruieren fordert und erzeugt Mut.

Wolfgang Jütte, Professor an der Universität Bielefeld, Fachbereich Erziehungswissenschaft

Wenn ich eine wichtige Entscheidung treffen muss oder eine Arbeit in der Schule ansteht, macht es mir persönlich Mut, an meine Familie und Freunde zu denken. Denn durch sie weiß ich, dass alles zu erreichen ist, wenn man es nur wirklich will. Wenn ich mein Ziel nicht erreicht habe, denke ich mir im Nachhinein, dass ich es nur nicht genug wollte. Also macht mir persönlich der Wille Mut.

Tatjana Paulovic, Schülerin der Max-Brauer-Gesamtschule und Teilnehmerin des Beteiligungsprojekts „Wie wollt ihr euch erinnern?“

Eine Frage, die kaum von Lebenssituationen abstrahiert beantwortet werden kann und die doch in gewisser Weise auf den Kern menschlicher Existenz zielt. In demokratisch verfassten Ländern und ihren jeweiligen Systemen aus checks and balances bedarf es – auf den ersten und vielleicht auch noch auf den zweiten Blick – kaum des persönlichen Mutes in der Normalität der Alltagsgestaltung. Und dennoch suchen wir oder wünschen wir uns Beispiele mutiger und damit wertebasierter Lebensführung, die uns selbst in ganz unterschiedlichen Situationen der Unsicherheit, gar der Hoffnungslosigkeit Orientierung im Denken und Handeln bieten.

Für mich sind es nicht Ideen oder Glaubenssätze, die mir Mut machen, wenn ich zweifle an mir selbst oder wenn ich mich umsehe in den schwer zu durchschauenden Wirren des Welt- und Zeitgeschehens nah und fern. Mut machen mir Menschen. Der Einzelne, der sich seinem Leben selbstverantwortlich stellt und sich dabei mit offenem Blick und handlungsbereiter Empathie über das Individuelle hinaus einlässt auf Themen und Probleme menschlichen Zusammenlebens. Diese Menschen finde ich im Zeitgenössischen wie in geschichtlichen Kontexten. Lebensspuren und Biografien von Männern und Frauen aus allen Zeiten bieten Antworten auf wiederkehrende grundsätzliche Fragen, lassen Brüche in Lebensentwürfen erkennen und schärfen das eigene Urteilsvermögen trotz jeweiliger Zeitbedingtheit. Sie sind Ansporn.



Das Potential an Ermutigung durch gelebtes Leben anderer kann ganz konkrete Wirkungen in der eigenen Gegenwart entfalten. Dafür möchte ich ein Beispiel nennen: Ich reise in diesen Januartagen 2012 zum ersten Mal nach Polen und werde endlich jenen Ort besuchen, dessen Name auch für meine Generation zum Synonym für ein Menschheitsverbrechen im deutschen Namen steht: Auschwitz-Birkenau. Diese Begegnung mit der Geschichte meines Landes im Polen der gemeinsamen europäischen Union des 21. Jahrhunderts ist mir außerordentlich wichtig. Doch diffuse Ängste begleiten mich. Bei der Vorbereitung auf diese Reise fiel mir nach langer Zeit ein kleines und doch so wichtiges Taschenbuch wieder in die Hand: „Gewalt und Gewissen. Willi Graf und die ‚Weiße Rose‘“, das mir Anneliese Knoop-Graf 1980 mit einer

persönlichen Widmung geschenkt hatte. In ihrem Lebensbild über ihren Bruder zitiert sie aus Briefen, die Willi Graf vor nunmehr siebzig Jahren an seine jüngere Schwester schrieb. Als Sanitätsunteroffizier war der am 2. Januar 1918 geborene Medizinstudent seit März 1941 an der Ostfront – erst in Kroatien, ab Mai in Polen, seit dem 22. Juni an der russischen Front und in den Wochen des Jahreswechsels 1941/42 auf dem Rückzug von Moskau.

In Berlin hingegen tagte am 20. Januar 1942 die streng geheime später so genannte „Wannseekonferenz“ unter dem Vorsitz von Reinhard Heydrich, assistiert von seinem „Referenten für Judenangelegenheiten“ Adolf Eichmann. Der eben erst 24jährige Willi Graf schreibt weit entfernt von der Reichshauptstadt und nach vielen entsetzlichen Kriegsmonaten am 1. Februar 1942 andeutungsweise an seine Schwester: „Seit meinem letzten Brief hat sich manches Bewegende ereignet, ich wünschte, ich hätte das nicht sehen müssen, was sich in meiner Umgebung zugetragen hat und mich aufs tiefste trifft. Doch so etwas darf man sich nicht wünschen, denn schließlich hat alles Erlebte einen Sinn. Ich kann Dir das alles gar nicht im Einzelnen schildern. Der Krieg gerade hier im Osten führt mich an Dinge, die neuartig und fremd wie nichts bisher Bekanntes sind. Und das muss man alles verarbeiten, obwohl kaum jemand da ist, mit dem man darüber reden könnte. Später erst soll man davon erzählen.“

Nur vier Monate danach im Juni 1942 findet sich eine Eintragung in seinem Tagebuch über eine Begegnung mit dem Medizinstudenten Hans Scholl. Die ersten Flugblattaktionen der „Weißen Rose“ im Sommer 1942 in München beginnen. Am 12. Oktober 1943 wird das Todesurteil des Volksgerichtshofes gegen Willi Graf nach Monaten der zusätzlichen Verhöre vollstreckt.

Es ist den wenigen Menschen wie Willi Graf im damaligen Deutschland zu danken, die mutig ihren einsamen Weg des Widerstandes gegen die Übermacht des Verbrechens gegangen sind, die uns Jahrzehnte später als Nachgeborene helfen, uns den historischen Fakten in Auschwitz mit Demut zu stellen. Das unfassbare Grauen des Hochmutes der „Herrenmenschen“ bleibt. Und doch macht es über alle zeitliche Distanz hinaus Mut, was die Wenigen zumeist mit ihrem Leben bezahlen mussten und was dem äußerlich erfolglosen Widerstand gegen den Nationalsozialismus den eigentlichen Sinn verleiht. In den Worten Theodor Fontanes: „Zwischen Hochmut und Demut gibt es ein Drittes, dem das Leben gehört, und das ist der Mut.“

Was macht Mut? Mut machen mir Menschen in Vergangenheit und Gegenwart.

Angela Bottin, Mitarbeiterin der Behörde für Wissenschaft und Forschung, zur Zeit im Sabbatical